

und Signifikant) erst hergestellt. Auch das Signifikat existiert also nicht unabhängig vom Sprachsystem (De Saussure 1967: 76ff.).

Allerdings betrachtet Saussure „Sprache als ein System von Differenzen ohne positive Bestimmungen“ in der wirklichen Welt (Laclau/Mouffe 2015: 147). Diese rein relationale Bedeutung von Begriffen, setzt allerdings voraus, dass der strukturelle Raum vollständig konstituiert ist (ebenda: 147; De Saussure 1967: 83ff.), „denn nur innerhalb eines solchen [geschlossenen Systems] ist es möglich derart die Bedeutung jedes Elements zu fixieren“ (Laclau/Mouffe 2015: 147). Im Gegensatz dazu arbeiten Roland Barthes und Jacques Derrida später die Nicht-Geschlossenheit von Strukturen sowie die Nicht-Fixiertheit von Bedeutung heraus und tragen dazu bei, die Konzepte des Strukturalismus hin zum Poststrukturalismus zu radikalisieren (Derrida 1988; Barthes 1987; vgl. auch Glasze 2008: 187f.). Bedeutung wird weiterhin als Effekt von Differenzbeziehungen konzeptualisiert. Allerdings sei Bedeutung nicht fixiert, nicht eindeutig, sondern entstehe durch sich ständig ändernde Verweise immer wieder neu (Derrida 1974; Derrida 1972; Glasze/Mattissek 2009b: 25; Lacan 1973). In den 60er/70er Jahren entwickelt Michel Foucault die Diskurstheorie weiter, indem er Diskursformationen, Diskurse als Aussagensysteme (Foucault 1974: 187ff.), in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen stellt und damit den Schritt über das Individuum hinaus zu den „Regeln der Herstellung sozialer Wirklichkeit“ geht. Foucault geht davon aus, dass Strukturen historisch situiert sind, Wahrheitsfähigkeit und Wissensordnung immer wieder (neu) hergestellt werden (Glasze/Mattissek 2009b: 25).

„Jede Gesellschaft hat ihre eigene Ordnung der Wahrheit, ihre ‚allgemeine Politik‘ der Wahrheit: d.h. sie akzeptiert bestimmte Diskurse, die sie als wahre Diskurse funktionieren lässt; es gibt Mechanismen und Instanzen, die eine Unterscheidung von wahren und falschen Aussagen ermöglichen und den Modus festlegen, in dem die einen oder anderen sanktioniert werden; es gibt einen Status für jene, die darüber zu befinden haben, was wahr ist und was nicht“ (Foucault 1978: 51).

2.2 VERORTUNG DER DISKURSTHEORIE NACH LACLAU/MOUFFE

In der sozialwissenschaftlichen Diskursforschung haben sich unterschiedliche diskurstheoretische Ansätze entwickelt, die sich aufgrund ihrer gesellschaftstheoretischen Annahmen unterscheiden und die diskursive Konstitution sozialer Wirklichkeit unterschiedlich konzeptualisieren, bzw. diese unterschiedlich weit denken (Glasze/Mattissek 2009b: 31). Glasze/Mattissek (2009b: 31ff.) unterscheiden dabei zwischen strukturalistischen, wissenssoziologisch orientierten sowie poststrukturalistischen Ansätzen, die hier im Hinblick auf die eigene theoretische Einordnung kurz skizziert werden.

Zur strukturalistischen Diskursforschung zählen beispielsweise die Arbeiten der critical discourse analysis CDA (van Dijk 1997; Fairclough 1995; Wodak/Chilton 2005; Wodak/Meyer 2009), die an die marxistische Ideologiekritik anschließen und von prädiskursiven Sozialstrukturen ausgehen, die den Diskurs determinieren. Durch die damit zusammenhängende Unterscheidung zwischen einerseits Ideologie/

Sprache/Diskurs und sozialen Praxen/Wirklichkeit auf der anderen Seite sind Untersuchungen häufig eher linguistisch orientiert. Kritisiert wird, dass diese Ansätze zum Teil den Eindruck erwecken, die Wissenschaft sei quasi exklusiv in der Lage hinter der Sprachfassade die „wirkliche Wirklichkeit“ zu erblicken (Glasze/Mattisek 2009b: 31; Jäger 2012: 20). Einen eigenständigen Ansatz der Kritischen Diskursanalyse KDA hat für den deutschen Sprachraum der Sprachwissenschaftler Siegfried Jäger (Jäger 2012; Jäger/Zimmermann 2010) entwickelt. Jäger arbeitet dabei ebenfalls primär sprachwissenschaftlich, schließt aber enger als die CDA an Michel Foucault an und baut auf diskurstheoretische Arbeiten von Jürgen Link (Link 2005) auf. Die Herausforderung von Ansätzen, die sich eng an Foucault orientieren, liegt unter anderem in der Abgrenzung zwischen diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken, die Foucault letztlich noch voneinander unterscheidet. Hierfür wird der Begriff des „Dispositivs“ verwendet, der sich auf heterogene Ensembles von Diskursen und nicht-sprachlich bestimmten Handeln (Wissen), sozialen Praktiken, Institutionen, Vergegenständlichungen/Sichtbarkeiten bezieht (Foucault 1978). In diesem Sinne unterscheiden an Foucault orientierte Ansätze zwischen Diskurs- und Dispositivanalyse. Diese Unterscheidung ist allerdings nicht unproblematisch, denn wo Diskurs aufhört und die soziale Praxis/Wirklichkeit anfängt, ist häufig schwer abzugrenzen. Als Beispiel nennt Jäger (2012: 49) den „neokonservativen Diskurs“, der die „neokonservative politische Praxis“ und damit „die herrschende Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung“ konstituiert. Wo hört da der Diskurs auf, wo fangen politische Praxis und Materialität an?

Die wissenssoziologische Diskursforschung (vgl. z.B. Hajer 1997; Keller 2011; Keller u.a. 2005; Schwab-Trapp 2001; Viehöver 2008) knüpft in ihren Überlegungen zur gesellschaftlichen Strukturierung an Bourdieu und Giddens (Bourdieu 1982; Giddens 1988) an (Glasze/Mattisek 2009b: 32). Sie vereint die hermeneutische Wissenssoziologie mit der foucaultschen Diskurstheorie. Die Arbeitsgruppe um Reiner Keller geht aber über den foucaultschen Diskursbegriff hinaus, indem sie „die Rolle der handelnden Akteure“ (Keller 2011: 12) betont. Diskurse werden dabei als Praktiken aufgefasst, die „institutionell-organisatorisch reguliert[...]“ sind (ebenda). Diskurs sei eine Struktur, „welche die symbolische Praxis von Akteuren anleitet, von diesen allerdings auch beeinflusst wird und strategisch eingesetzt werden kann. In dieser Praxis wird der Diskurs reproduziert und transformiert“ (Glasze/Mattisek 2009b: 32). Kritisiert wird an der wissenssoziologischen Diskursanalyse, dass die Situiertheit des*r Wissenschaftlers*in sowie das intentionale Subjekt unhinterfragt bleiben (Angermüller 2005).

Im Gegensatz zu strukturalistischen und wissenssoziologischen Ansätzen gehen poststrukturalistische Ansätze (vgl. z.B. Barthes 1987, 2010; Butler 1991, 2016; Derrida 1972, 1995; Laclau/Mouffe 2015; Marchart 1998a)

„weder von gesellschaftlichen Verhältnissen noch von handelnden Subjekten als Ursprung diskursiver Strukturen aus. Vielmehr betrachten sie beides als diskursiv konstituiert und nehmen damit keinen außerdiskursiven ‚Grund‘ der Gesellschaft an – wie ihn bspw. marxistische Theorien in der ökonomischen Basis verorten“ (Glasze/Mattisek 2009b: 32f.).

Insofern stehen im Analyseinteresse nicht Subjekte oder Akteur*innen, die vermeintlich Diskurse hervorbringen, sondern die Frage wie Identitäten, Bedeutung und

Strukturen³ diskursiv konstituiert werden. Im Gegensatz zu den oben beschriebenen Ansätzen und zu Foucault gehen poststrukturalistische Ansätze in ihrem Diskursbegriff konsequenter über das Sprachliche hinaus – wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß (ebenda). Dadurch verschwimmen die Grenzen zwischen Materialität und (sprachlichem) Diskurs, was sich bei Laclau/Mouffe (2015) in einem auf das Materielle erweiterten Diskursbegriff widerspiegelt.

Verortung des diskurstheoretischen Ansatzes von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe

Die Diskurstheorie von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe ist eng an das Konzept der Hegemonie gekoppelt, wodurch sie sich von anderen diskurstheoretischen Ansätzen unterscheiden. Sie orientieren sich dabei am Hegemoniebegriff Gramscis (s.u.), den sie radikalisieren. Sie etablieren Hegemonie als „Logik des Politischen“, die alle gesellschaftlichen und ökonomischen Bereiche durchdringt. Sie leisten damit erstmalig eine Verortung der Dekonstruktion im Feld der politischen Theorie, indem sie im Gegensatz zu marxistischen Ansätzen den Fokus von der „ökonomischen Basis post-marxistisch auf das Politische“ verschieben (Marchart 1998a: 7). Durch ihre Verortung in der politischen Philosophie, ihren Beitrag zur Ontologie des Politischen und ihrer theoretischen Einordnung verschiedener politischer Phänomene, eignet sich die Diskurstheorie nach Laclau/Mouffe besonders für politische Analysen. Viele an Laclau/Mouffe orientierte Arbeiten untersuchen daher „die Entstehung und den Wandel politischer Diskurse“ (Nonhoff 2007: 173).

Ernesto Laclau und Chantal Mouffe setzen in ihrer Theorieentwicklung an einem Widerspruch im marxistischen Geschichtsverständnis an: Auf der einen Seite gehe Marx von Geschichte als objektivem Prozess aus, der durch die Abfolge verschiedener Systeme von Produktionsverhältnissen geprägt sei. Auf der anderen Seite betrachte Marx die Geschichte als permanente Geschichte der Klassenkämpfe. In diesem Widerspruch zwischen objektivem Prozess und der zentralen Stellung von Klassenkämpfen sieht Laclau eine Hauptursache der ‚Krise des Marxismus‘ (Laclau 2007: 25). Laclau/Mouffe lehnen die objektivistische Sichtweise auf Geschichte ab, weisen sozialen Antagonismen⁴ aber weiterhin eine zentrale Bedeutung zu – jedoch seien diese nicht mehr an den Orten fixiert, die ihnen durch das objektivistische Geschichtsverständnis zugewiesen worden waren (nämlich die Klassengrenzen). Nicht eine vermeintlich objektive Geschichte, sondern die antagonistischen Relationen selbst konstituieren das soziale Gewebe. In diesem Sinne verstehen Laclau/Mouffe sich als post-marxistisch (ebenda: 26). Wie im Marxismus gehen sie von einer fundamentalen Gespaltenheit der Gesellschaft aus, allerdings wird anders als im Gedanken des Klassenkampfes auf die Annahme einer „ontologisch privilegierten Stellung einer universalen Klasse“ verzichtet (Laclau/Mouffe 2015: 34). Dies wird teilweise als ein Verabschieden von der Kategorie Klasse missverstanden. Jedoch wird lediglich ihre universale Stellung aufgegeben; sie wird in die Komplexität und Vielschichtigkeit gesellschaftlicher Identitätsspiele und Machtverhältnisse eingebettet (Smith

3 Zur begrifflichen Bestimmung vgl. Kapitel 2.4.

4 Für eine genauere Auseinandersetzung mit dem Antagonismus-Begriff vgl. Kapitel 2.4.

1998: 226). Der kämpferische Charakter der Politik bleibt bestehen (Distelhorst 2007: 71).

Im Gegensatz zu den teilweise heftigen Kritiken von marxistischer Seite in Reaktion auf ihre Veröffentlichungen, sahen Laclau/Mouffe ihre Diskurstheorie selbst eher als emanzipatorische Weiterentwicklung marxistischer Denkweisen:

„So können die Diskurse, die das Feld des klassischen Marxismus konstituieren, helfen, das Denken einer neuen Linken zu formen: durch Überliefern einiger ihrer Begriffe, Transformieren beziehungsweise Aufgeben anderer sowie durch ein Sich-Verdünnen in jene unendliche Intertextualität emanzipatorischer Diskurse, in der die Pluralität des Sozialen Gestalt annimmt“ (Laclau/Mouffe 2015: 35).

Von einer Sichtweise, die dem Klassen-Antagonismus eine zentrale Stellung zuweist, in der das Kapital als totale Kategorie die Gesellschaft strukturiert und das Soziale in der Ökonomie begründet ist, gelangen Laclau/Mouffe durch eine Radikalisierung Gramscis (vgl. Kapitel 2.5) „zu einer Sicht von Hegemonie, in der Machtverhältnisse Wiederholung, Kontingenz und Reartikulation unterworfen sind“ (Butler 1998b: 255). Strukturkategorien sind gemäß dieser Sichtweise kontingent und somit ohne Relation zu Zeit und Raum nicht denkbar. Gesellschaft ist demnach unbegründbar, bzw. letztlich immer offen, plural und kontingent.⁵ Mit dieser Perspektive dekonstruieren sie den ökonomischen Essentialismus des Marxismus, zeigen seine Brüche auf und decken auf, wie sich der Marxismus letztlich selbst der Hegemonie bediene, um den Eindruck der Kohärenz zu bewahren (bspw. in der Konstruktion einer vermeintlichen universellen Klassenidentität) (Distelhorst 2007: 70).⁶ Sie verfolgen einen deutlichen gesellschaftspolitischen Anspruch: Sie zeigen auf, dass und wie Strukturen mit Machtverhältnissen zusammenhängen, kontingent sind, also „das Ergebnis politischer Aushandlungsprozesse und damit prinzipiell veränderlich“ (Glasze/Mattissek 2009a: 153). Das Aufdecken von vermeintlich natürlich Vorgegebenem, von Essentialismen, macht den Weg für eine emanzipatorische Praxis frei.

2.3 DER DISKURSBEGRIFF NACH LACLAU/MOUFFE

Laclau/Mouffe schließen in ihrem Diskursbegriff zwar an Foucault an, allerdings kritisieren sie die ihrer Meinung nach inkonsistente Unterscheidung Foucaults zwischen diskursiv und nicht-diskursiv und versuchen diese zu überwinden (Laclau/Mouffe 2015: 141). Foucault führt zur Unterscheidung von diskursiv und nicht-diskursiv den Begriff des „Dispositivs“ ein, kommt aber selbst bei der Abgrenzung in Schwierig-

5 Diese Sichtweise der beiden wurde auch entscheidend durch die Lebenserfahrung in latein-amerikanischen Gesellschaften beeinflusst, auf die das klassen-reduktionistische Denken des Marxismus schwer anwendbar ist (Torfing 1999: 15).

6 So würden nach Laclau/Mouffe im Marxismus Bewegungen wie der Feminismus „entweder als marginal beziehungsweise peripher in Bezug auf die Arbeiterklasse (dem aus orthodoxer Sicht fundamentalen Subjekt) oder als ein revolutionärer Ersatz für eine in das System integrierte Arbeiterklasse betrachtet [...]“ (Laclau/Mouffe 2015: 122).